

# Die Schwäbische Dichterschule

Von Gerhard Storz

Im Jahr 1962 gab es zur Feier des hundertjährigen Todestages von Ludwig Uhland selbst in Württemberg nur wenige Veranstaltungen, und sie standen eher im Halbdunkel als im vollen Licht der Öffentlichkeit. Vor der Universität in Tübingen, an der Uhland eine Zeitlang gelehrt hat, gedachte Josef Eberle weniger des Dichters als des Demokraten, des tapfren, integren Mannes, des exemplarischen Menschen überhaupt. Derart verfuhr er nicht willkürlich, nicht ungerecht, sondern übereinstimmend mit der Tatsache der geschwundenen Lebenskraft von Uhlands Dichtung. Aber noch 1857 hatte Friedrich Hebbel auf dem Widmungsblatt seiner Gedichtsammlung Uhland den „ersten Dichter der Gegenwart“ genannt –, mindestens bis 1914 gehörten des „Sängers Fluch“, der „Taillefer“, „Das Glück von Edenhall“ nicht nur in württembergischen Schulen zum obligaten Memorierpensum neben, sozusagen au pair mit Balladen von Goethe und Schiller. Wenn sich aber Uhland gegenüber eine so augenfällige Wandlung vollzog, ist sie vollends erst gegenüber den *poetae minores* aus Schwaben zu erwarten. Von Uhland und Kerner ist hierzulande vermöge der Melodien Silchers immerhin noch einiges geblieben, aber was von Gustav Schwab? Es seien denn die Verszeilen von den in der einen Stube versammelten Großmüttern. Was von Gustav Pfizers Lyrik? Ja sogar sein Name, nicht anders als der von Karl Mayer, Waiblinger, Zimmermann, ist vergessen. Besorgen Sie jedoch nicht, ich ginge jetzt daran, Sie in Wehmut zu versenken, um Sie dann hernach an der Hebung eines versunkenen Goldschatzes von Poesie zu beteiligen. Allein auf die Polarität von fast plötzlichem Beginn einerseits, von allmählichem Versinken andererseits eines ehemals weit über Württemberg hinaus gefeierten Dichterkreises, darauf allein möchte ich heute abend Ihre Aufmerksamkeit lenken. Denn in solchem Wechsel begegnet doch wohl ein Sachverhalt, der zumindest für die württembergische Landesgeschichte von einiger Bedeutung ist –, vielleicht sogar, wie ich zeigen zu können hoffe, für unsere Vorstellung von Literaturgeschichte überhaupt.

Der Regimentsmedikus Schiller wurde zum Deserteur wahrscheinlich nicht nur, vielleicht nicht einmal hauptsächlich, weil sein Herzog ihm fernere Reisen ins Ausland – nach Mannheim – und das Schreiben

im belletristischen Fach verboten hatte. Denn der Eleve der Karlsschule kannte seinen Rektor, dessen Zornausbrüche, aber auch die Wiederkehr der Gunst, vermehrter Gunst, die zumeist dem Wüten folgte. Doch die Fortsetzung der Laufbahn, die mit der Mannheimer Uraufführung der „Räuber“ so plötzlich wie strahlend begonnen hatte, ertrug kein Zuwarten. Sodann war da die Atmosphäre von Stuttgart, die der junge Dichter nunmehr – im Vergleich mit Mannheim – als stickig und drückend empfand: „in diesem Norden des Geschmacks“ heißt es über Stuttgart in einem Brief von 1782, „werde ich ewig niemals gedeihen“. Aus diesem „Norden“ ist er denn geflohen, nicht nur vor der Despotie Karl Eugens.

Sein Altersgenosse und Stuttgarter Mitbürger Friedrich Stäudlin beklagt in der Ode „An die Jünglinge meines Vaterlandes“ gleichfalls den amüsischen Zustand der Heimat:

„Glüht Genius und Himmelsglut im Busen  
Saxoniens Erzeugten nur?  
Seid ihr, wie sie nicht Lieblinge der Musen,  
Nicht Söhne der Natur?

Entreißt, entreißt mit Riesenkraft die Glieder  
Dem Schlaf, der eisern euch umschlang . . .“

So hymnisch-exaltiert sich dieser Mahnruf anhört, so bezeichnet er doch die genaue Wahrheit von 1780: noch mehr als andere Regionen Süddeutschlands war Württemberg außerhalb des Werdeganges von deutscher Dichtung geblieben. In der hochbedeutsamen Epoche des Barock wird beispielsweise von Württembergern nur der eine, Rudolf Wekherlin, vernehmbar, ein bedeutender Lyriker. Er verbrachte jedoch die Jahre seiner dichterischen Produktion am englischen Hof. – Aus Schlesien, aus Sachsen, aus großen Städten wie Hamburg und Nürnberg stammten die Dichter des Barock, hernach bereitete sich in „Saxonien“, also in Mittel- und Norddeutschland, die große Zeit von Weimar vor. Dorthin war noch vor Goethe Wieland gerufen worden. Wieland – Schwabe, aber nicht Württemberger; der andere schwäbische Reichstädter, Schubart aus Aalen, suchte seinen Aufstieg in Mannheim und Augsburg. Zum Freundeskreis von Friedrich Stäudlin gehörte der um einiges jüngere Hölderlin: auch er hat Klima und Spielraum für seine Dichtung außerhalb Württembergs gesucht. Kurz-

um – alle Zeichen, alle Zeugnisse bestätigen das Urteil vom „Norden des Geschmacks“: es war keineswegs nur Eingebung zorniger Ungeduld.

„Glüht Genius und Himmelsglut im Busen Saxonien Erzeugten nur?“ diese rhetorische Frage Stäudlins warnt uns davor, die so auffällige Distanz des alten Württembergs von Dichtung, von schöner Literatur überhaupt etwa mit Stammesart oder Volkstum zusammenzubringen. Ein solcher Versuch würde ja nicht nur angesichts Schillers und Hölderlins, sondern wiederum auch gegenüber unserer Schwäbischen Dichterschule in beträchtliche Schwierigkeit geraten. Schon Goethe und seine Zeitgenossen haben das Zurückstehen der süddeutschen Landschaften vielmehr mit der Verschiedenheit des Konfessionsstandes in Verbindung gebracht: dem vorwiegend protestantischen Nord- und Mitteldeutschland stand der ebenso überwiegend katholisch gebliebene oder rekatholisierte Süden gegenüber. Alt-Württemberg war aber ein protestantisches Land, gewiß, aber von sehr anderer Überlieferung und Struktur als etwa die mitteldeutschen Fürstentümer.

Wenig mehr als ein Jahrzehnt vor Einführung der Reformation hatten zwar nicht die Württemberger schlechthin, aber doch die Stadtbürger von Stuttgart und den württembergischen Land-, also nicht Reichsstädten, endgültig einen bemerkenswerten Rechtsstand neben dem Herzog erlangt: Der Tübinger Vertrag von 1514 befestigte diese Partnerschaft, die sich ebenso in der Abwehr äußerer Feinde, Habsburgs und der Reichsstädte, bewährt hatte, wie in der Überwindung des Erbfolgestreits innerhalb des Hauses Württemberg. Dieser Vertrag, die Grundlage der altwürttembergischen Ständeversammlung, war aber ohne Mitwirken des Adels zustande gekommen, ein Umstand, der für den eigentümlichen Werdegang im Herzogtum Württemberg bedeutsam geworden ist. Mit jener Ständeversammlung wuchs die neue reformatorische Institution der *Landeskirche* eng zusammen: in der „Landschaft“, wie jene Städte- und Ständevertretung genannt wurde, hatte nicht der Adel, der ihr nicht zugehörte, führende Bedeutung, sondern die Landeskirche. Nur für seine Zusage, die Reformation in Württemberg einzuführen, hatte der vertriebene Herzog Ulrich die Waffenhilfe des Landgrafen von Hessen und der Eidgenossenschaft erhalten. Angesichts des unablässigen Strebens von Habsburg, das kleine Land als Brücke zu den vorderösterreichischen Gebieten in seinen Besitz zu bringen, sah Ulrichs Nachfolger Christoph dringlichen Grund, die Selbständigkeit Württembergs durch Befestigung des evangelischen Glaubensstandes in seinem Land zu

sichern. Dieser Absicht sollte das Bildungswerk dienen, das Christoph im Verein mit der Landeskirche unternahm: aus der männlichen Jugend des Landes suchte man ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen der Eltern die Tüchtigsten auszuwählen und unterhielt sie vom 14. Lebensjahr bis zum Abschluß der Universitätsausbildung als Staatsstipendiaten. Sie merken, ich rede von den niederen Seminaren, den Klosterschulen, von ihrem akademischen Oberbau, dem Tübinger Stift und von der Eingangsschwelle, dem Landexamen, dem ersten concours central, den es wohl in Europa gab. Sie wissen auch, welcher großer Erfolg diesem frühesten Versuch, die „Begabungsreserven des Volkes auszuschöpfen“, wie man heute sagt, beschieden war, und dies auch außerhalb des eigentlichen Zieles, der Förderung der evangelischen Theologie. Organisation und Leitung des Bildungswesens lag bei der Landeskirche und vornehmlich dieses Privileg begründete deren führende Stellung innerhalb der „Landschaft.“

Im späteren Verlauf wandelte sich die zunächst solidarische Partnerschaft zwischen ihr und dem Herzog zur Gegnerschaft: Durch eine unerwartete Wendung der Thronfolge erhielt Württemberg 1733 in Carl Alexander einen katholischen Souverän, der dem Wiener Hof nahestand. Die bestürzte Landschaft sicherte den protestantischen Glaubensstand des Landes durch einen Sondervertrag mit dem neuen Herzog: Carl Alexander, und ebenso hernach sein Sohn Carl Eugen, mußten die sogenannten Religionsreservalien unterzeichnen. Derart wurde die Landschaft erneut zum Partner, zu einem überaus wachsamem, ja mißtrauischen Partner, des Fürsten. Der evangelische Glaubensstand stellte sich, jetzt deutlicher noch als zuvor, als die Garantie von Privilegien der Stadtbürgerschaft dar, die nicht nur in dem einen Punkt des Konfessionsstandes der Entfaltung eines absolutistischen Regimes in Württemberg Schranken setzten. Glaubensüberzeugung und politischer Anspruch bedingten sich also wechselseitig, aber nunmehr nicht wie zur Zeit Herzog Christophs gegen den Feind von außen, sondern jetzt vielmehr im Innern, gegen den Landesfürsten, der Gegner von ehemals, der habsburgische Kaiser, wurde zum Verbündeten, zumindest zur Schiedsinstanz. Trotz lutherischer Obrigkeitslehre regte sich in der so eifrigen Kirchlichkeit des Landes, in der echten Frömmigkeit vieler seiner Bürger das Mißtrauen, ja die passive Resistenz gegenüber dem Herzog und seinem Hof. So erschien denn der Glanz von Ludwigsburg, die Blüte der sinnhaften Künste –, zumal der szenischen, der Oper, des Balletts –, als der falsche, ver-

sucherische Schein der bösen Welt: Je leuchtender sie funkelte, desto verstörter wandten sich die Frommen und Stillen im Lande davon ab. Solche Festigkeit hatte, wie sich versteht, ihre Kehrseite – vornehmlich in einiger Selbstgerechtigkeit, die Wendung nach innen zeitigte nicht nur die großen Bekenner wie Joh. Jak. Moser, nicht nur die frommen Seher wie Bengel und Oetinger, sondern auch jene karge, amüsische Engbrüstigkeit, auf die Schillers Urteil vom „Norden des Geschmacks“ anspielt.

Noch entschiedener als Schillers frühe Gedichte nehmen die Oden Stäudlins und seiner Freunde den Ton und Stil Klopstocks auf –, aber 1782, im Erscheinungsjahr von Stäudlins „Schwäbischem Musenalmanach“, dem der selbstbewußte Regimentsmedicus seinen eigenen, gleichbetitelten, im gleichen Jahr entgegengesetzte –, 1782 war neben, ja vor Klopstocks Dichtung längst eine andere Weise des Singens und Sagens getreten: Ob die jungen Stuttgarter Goethes frühe Lyrik kannten oder nicht, sie gaben jedenfalls der feierlichen, überpersönlichen Hymnik Klopstocks, dem Dichter des Messias, von geistlichen Liedern, den Vorzug. So schritten sie, gleichsam an der Hand geistlicher Dichtung zur weltlichen hinüber: darin und in seinem späten Zeitpunkt wird die Eigentümlichkeit sichtbar, die dem Anfang von weltlicher Dichtung in Württemberg zukommt. Schillers Beginn vollzog sich weniger in lyrischem, als in dramatischem Hervorbringen; wenn nichts anderes sonst, so hätte ihn allein schon diese Entscheidung aus der Heimat fortgewiesen, die dem neuen Verlangen der Deutschen nach einem eigenständigen Drama, nach einer neuen, bürgerlichen Bühne, also der Parole vom „Nationaltheater“ noch entfernter geblieben war, als der topographische Befund es ausweist: Von Hamburg bis Mannheim reichten die Versuche zu einem „Nationaltheater“, aber nicht weiter südwärts, nicht über die kurpfälzische Grenze hinaus. Dieser Sachverhalt auf dem Gebiet des Theaters hatte sich auch zwölf Jahre hernach noch nicht verändert, als Schiller, von Jena nach Stuttgart zurückgekehrt, aus dem Staunen über die große Wandlung nicht herauskam, die sich hier vollzogen hatte: Aus dem „Norden des Geschmacks“ war, wohlgemerkt, außerhalb des jetzt so stillen, glanzlosen Hofes, eine Kunststadt geworden, in der Künstler wie Dannecker, Scheffauer, Schick, Hetsch, Müller nicht nur ihre Werkstätten, sondern auch ihre bürgerlichen Auftraggeber und gesellschaftlichen Partner hatten. Goethe hat kurz hernach in dem Kreis um den Kaufmann Rapp einige Tage gelebt, wir haben seine spürbar erfreute Schilderung im Tagebuch der Schweizer Reise von 1797, die Schillers

so günstigen Eindruck bekräftigt. Die Ursache für die überraschende Wendung gibt uns Schiller selbst an: Er sah sie in der Erziehungsarbeit der Karlsschule, und neuere landesgeschichtliche Forschung hat sein Urteil nachdrücklich bestätigt. Die Karlsschule hat im Auftrag ihres Gründers auch die Aufklärung nach Württemberg gebracht, sie ist dort erst am Jahrhundertende, also um einiges später wirksam geworden als in Mittel- und Norddeutschland. Auf die Karlsschule gehen, wie gesagt, die Anfänge der bildenden Kunst außerhalb des Hofes in Stuttgart zurück; allein auf diesem Feld hielt nun die württembergische Hauptstadt mit der Zeit, mit der Kunstsituation draußen, in Europa überhaupt, Schritt: Denn die Zeugnisse dieser neuen, bürgerlichen Kunst vom Jahrhundertende sind in Geist, Themen und Stil klassizistisch geprägt.

Gleichzeitigkeit und Verspätung verflochten sich auf wunderliche Weise in dem Kreis um Cotta und um sein neugegründetes „Morgenblatt für gebildete Stände“ in den ersten Jahren des neuen, des 19. Jahrhunderts. Im zweiten Jahrgang des Blattes, 1808, war beispielsweise das folgende Bekenntnis nicht etwa eines Beitraglers, sondern eines Redaktionsmitglieds zu lesen: „Hätten wir lauter Schriftsteller wie Wieland, Möser, Thümmel, Engel und wenige andere, das Ausland würde aufhören, zu leugnen, daß auch die Deutschen eine Literatur besitzen.“ Nicht nur die Jüngeren, die Archegeten der Romantik – Novalis, Tieck, die beiden Schlegel –, nicht nur Jean Paul werden also totgeschwiegen, sondern auch die beiden Großen von Weimar, der Landsmann Schiller noch drei Jahre nach seinem Tod. – Gegen jenen Sprecher, den Schriftsteller und Oberfinanzrat Friedrich Weißer, erhob sich der Protest einiger Tübinger Studenten, jedenfalls verhöhnnten sie Weißers altmodischen Geschmack, sonderbarerweise waren sie jedoch, zwar nicht ausdrücklich, aber faktisch mit Weißer in einem Punkt einig: auch ihnen bedeutete die Dichtung Goethes und Schillers nichts. Sie hatten sich in ihren Knabenjahren noch an Hölty und Ossian begeistert, jetzt aber, um 1808, war es der neue, zugleich uralte Ton aus dem Wunderhorn, der es ihnen angetan hatte, zeitlebens wie es sich zeigen sollte. Gegen Weißer und das Cotta'sche Morgenblatt wandte sich das von jenen Studenten verfaßte „Sonntagsblatt“ vornehmlich deshalb, weil die neue Volksweise und die ersten Gedichte der Studenten Ludwig Uhland und Justinus Kerner in dieser Tonart von jenem Weißer im Morgenblatt recht hochnäßig abgetan worden waren. Dennoch kann keineswegs von einem Protest der jungen Tübinger Romantik gegen die zopfige Über-

ständigkeit in Stuttgart die Rede sein. Denn was es mit „dem Romantischen“ des näheren auf sich habe, das wird im Tübinger „Sonntagsblatt“ von dem redlichen Uhland, der seine ungenaue Kenntnis davon eingesteht, erst noch untersucht. Der jugendliche Tübinger Kreis um Justinus Kerner – er, noch nicht Uhland, war dessen Mitte und Seele – fand bald einige Beziehung zur Heidelberger „Zeitung für Einsiedler“, also zu Arnim, Brentano, Eichendorff, Görres, aber noch nicht, oder nicht mehr, zu den romantischen Gründern, zu Novalis, zu den Schlegeln, zu Schleiermacher, und schon gar nicht zu ihrem philosophischen Wegbahner Fichte. Anders als die „Einsiedlerzeitung“ war das Tübinger „Sonntagsblatt“ kein publizistisches Unternehmen – ist es doch erst 1961 von Bernhard Zeller im Druck herausgegeben worden –, hinter den handgeschriebenen Blättern stand weder ein literarisches Programm noch eine Gruppe von erklärten Dichtern oder Schriftstellern. Ein Kreis von Liebhabern und Freunden sammelte darin recht verschiedenartige Versuche der Darstellung von Ideen, Studien, Einfällen ohne weiterreichende Absicht. Das „Sonntagsblatt“ sollte, wie Uhland, der wohl ernsthafteste Beiträger, schrieb „ein Spiel jugendlicher Kräfte, ein Punkt offener Mitteilung in einem Kreis vertrauter Freunde“ sein. Wie von einem Spiel zu erwarten, hat es nicht lange, nicht ganz ein Vierteljahr, gedauert und nur 8 Nummern des „Sonntagsblattes“ zustande gebracht. Dennoch darf man in dem Tübinger Privatunternehmen den Beginn der Schwäbischen Dichterschule sehen. Die unbeschwertere Lässlichkeit, die Wendung weniger an eine allgemeine Öffentlichkeit als nach innen, zu den Freunden – diese Weise der ersten Stunde hat die „Schule“, die eigentlich niemals eine solche sein wollte, an sich behalten, auch noch als Uhland ein in ganz Deutschland gefeierter Dichter, Kerner zumindest weithin bekannt, beliebt, verehrt war. Weitergewirkt, lange über das „Sonntagsblatt“ hinaus, hat auch Uhlands Begriff von Romantik, den er eben im „Sonntagsblatt“, wohl in dessen gewichtigstem Beitrag „Über das Romantische“ entwickelt. Darin erscheint das Bild von *„den zwei sonnigen Bergen der alten und der neuen deutschen Poesie, zwischen denen das Zeitalter der Unpoesie als eine tiefe Kluft hinabdämmert“*. Unter der „alten Poesie“ versteht Uhland zweifellos die ganze Summe altnordischer, althochdeutscher, mittelhochdeutscher Dichtung, weniger bestimmbar ist seine Abgrenzung der „neuen deutschen Poesie“, und zwar infolge der Weiterführung seines Bildes von den zwei besonnenen Bergen: zwischen ihnen wird nämlich „eine befreundete Brücke“ erhofft, auf welcher „ein frohes Hin-

und Herwandeln lebendig würde“. Mit großer Wahrscheinlichkeit schließt der junge Uhland, Friedrich Weißfers Idealdichter, also „Wieland, Möser, Thümmel, Engel“ von jener Kommunikation über die Zeitbrücke hinweg aus, aber vielleicht auch noch andere, Spätere, Größere, vielleicht sogar die Klassiker von Weimar. Wie immer – weder Uhland noch Kerner hatten, ich sagte es schon, Beziehung zu Goethes, zu Schillers Dichtung, auch Schwab nicht, erst für Mörike und seine Altersgenossen wurden die Klassiker, für Mörike vornehmlich Goethes Werk, zu lebendiger, nährender Gegenwärtigkeit. Als jugendliche Partner der Alten bei der Begegnung auf der Brücke dachte sich Uhland doch wohl vornehmlich die romantischen Dichter. Im Verlauf des Aufsatzes wird „das Romantische“ jedoch mehr und mehr mit dem Mittelalterlichen gleichgesetzt, und die „Kunstwerke der Romantik“, von denen der erste Satz spricht, erscheinen immer deutlicher als mittelhochdeutsche Dichtungen. Diese galten aber auch als Aufgabe historischer Forschung, nicht nur als Gegenstand enthusiastischer Bewunderung. So heißt es beispielsweise: *„Wie der romantische Sinn der gotischen Stämme sich mit ihnen in verschiedene Länder verbreitete oder mit der Romantik anderer Völker zusammentraf, wie das Romantische sich in verschiedenen Gegenden verschieden gestaltete, und so manches andere sind wichtige Gegenstände historischer Untersuchungen.“*

Solche Verbindung von jugendlicher, dichterischer Begeisterung und von Geschichtssinn zu verstehen, fällt uns heute nicht leicht. Die meisten von uns sehen fruchtbare, erweckende Möglichkeiten nur im Neuen, ja erst Heraufkommenden, im Künftigen, wenn nicht gar im Utopischen. Sie glauben nicht mehr, daß jugendliche Ergriffenheit den Blick zur Vergangenheit zu wenden vermag oder daß aus rückgewandter Schau dichterischer Enthusiasmus entspringen könne. Indessen die Tatsache steht unzweifelhaft, unübersehbar fest, daß der europäische Geist sich wieder und wieder durch Rückwendung zum Alten, zum Altertum, das eben nicht als vergangen, sondern als klassisch erschien, erfrischt und erneuert hat. Wie im 15. und 16. Jahrhundert eine gewaltige Bewegung durch die Wiederbegegnung mit Homer, mit griechischer Dichtung ausgelöst worden ist, so wurden junge Menschen um 1770 durch die Entdeckung von Kunst und Dichtung als ursprünglicher, urtümlicher Lebensäußerung, also durch die Zeugnisse der Volkslieder, der Volksdichtung überhaupt erschüttert – mit einer Gewalt, die sich an der Fortdauer des Entzückens über eine Generation hinweg ermißt. In diesem Be-

tracht stellt sich die Romantik als zweite Welle der Bewegung dar, die man „Sturm und Drang“ nennt. Das Ursprüngliche steht aber am Anfang, das Neue lag damals also rückwärts, in der Vergangenheit. Auch das Mittelalter erschien damals neu, als jugendliche Epoche, eine Entdeckung, die gerade von den Jungen dem Begriff der Aufklärung vom „finsternen“ Mittelalter kampflustig entgegengehalten wurde. Diese Einsicht müssen wir immer wieder erneuern, wenn wir die Jugendwelt um 1800, also auch jene Tübinger Studenten vom „Sonntagsblatt“, richtig sehen wollen. Denn der Sinn für Dichtung lebte in ihnen kräftig, unmittelbar, wie es sich in dem Wort des gleichen Uhland von 1807 bezeugt: „So fest, so innig schlingt sich Poesie um uns, wir fühlen ihr klopfendes Herz an unserem Busen, heiß atmet sie uns an, und doch was ist sie? Die meisten fühlen sie, ohne sie zu schauen, wie Psyche den nächtlichen Amor.“

Die Wendung zur Geschichtsforschung wurde also schon in der ersten Stunde der schwäbischen Romantik eingeschlagen, gewiß zunächst nur von Uhland, aber von ihm für immer, und sein Beispiel hat auf die Jüngeren, zumindest auf Schwab und Wilhelm Hauff, bestimmend gewirkt. Was für die Spätromantik insgesamt gilt, trifft in besonderem Maß auf die schwäbische zu: in ihr lebt – den einen Kerner ausgenommen – nichts mehr von progressiver Universalpoesie, nichts mehr von bebender Ahnung, von unendlichem Gestaltwandel, nichts mehr vom Hinüberfließen des Ichs in die Kreaturenwelt, sondern dichterisches Verlangen, produktive Gestaltungskraft verbinden sich jetzt mit der Liebe zur Geschichte, mit Geschichtswissen und zeitigen im Gedicht die Vergegenwärtigung des Geschichtlichen, vornehmlich des Mittelalterlichen, in der historischen, nicht der mythischen Ballade, sodann in der historischen Erzählung überhaupt. Auf dieser Bahn ging aber romantische Schau unversehens über in geschichtstreue, also indirekt in realistisch zielende Darstellung: Von Uhlands Eberhardsballaden, von Kerners Preislied auf Eberhard im Bart führt über die unheimlich, um nicht zu sagen unheimlich, zahlreichen Balladen Schwabs mit württembergischen Geschichtsstoffen ein gerader Weg zu Hauffs Lichtenstein, schließlich zu den historischen Romanen von Hermann Kurz, die jedoch nicht mehr im Mittelalter, sondern im 18. Jahrhundert, aber gleichfalls in Württemberg spielen.

Diese Reihe und ihre württembergischen Motive lassen einen weiteren Grundzug der schwäbischen Schule erscheinen – ein Heimatbewußtsein, das sich immer wieder auch nach draußen, vornehmlich gegen den deutschen Norden wendet und dies in angriffs-

bereitem Stolz: Jetzt werden die Topoi geprägt vom glanzlosen, gehemmten Wesen der eigenen Landschaft, der eigenen Landsleute, von norddeutscher Weltgewandtheit, aber auch Scheinhaftigkeit, welcher das Eigene als echt, als kernhaft entgegengestellt wird. Noch F. Th. Vischer gerät über dieser Antithese in Wallung, Ausführlichkeit und Ausfälligkeit. Angenehmer, ja charmant läßt sich der gleiche Eifer bei Wilhelm Hauff an: er liebt es, das Stuttgart von 1825 zur Bühne für seine eleganten, hochgeborenen Helden zu machen, die von draußen aus der großen Welt kommen und deshalb im „König von England“ gegenüber der Stiftskirche wohnen. Im Neuen Schloß gehen sie aus und ein, sie besichtigen das Alte Schloß, die Sammlung Boisseree, spazieren in den Schloßanlagen. Man spürt, hier wird versucht, mit Leipzig, Dresden, Berlin, den mondänen Schauplätzen der Erzählungen von Tieck, von E. T. A. Hoffmann, gleichzuziehen. Jenes Selbstbewußtsein ist also weniger schwäbisch, als vielmehr württembergisch getönt, wofür zumindest eine Ursache nicht erst aufgespürt werden muß: Über Nacht war das einstmals so kleine Alt-Württemberg um mehr als die Hälfte vergrößert, das Herzogtum zum Königreich erhoben worden. Deshalb fehlt in den Stimmen der schwäbischen Schule, selbst beim Burschenschaftler Hauff, der Cherusker-ton, der antinapoleonische Affekt, nur Schwab versuchte derlei, sozusagen nachträglich in seine Jugendgedichte einzubringen. Überhaupt Eigentümliches wird sichtbar, nicht nur als Tendenz, sondern auch in dichterischer Verwirklichung. Der germanistische Forscher Uhland hatte als Romanist, in Paris, begonnen, von altfranzösischen Originalen hat er wohl die charmante Keckheit seiner besten Balladen, insbesondere des Fortunatfragments: Der Gelehrte und der Enthusiast haben sich in ihm durchdrungen. Diese im allgemeinen bedenkliche Vereinigung ist aber in seinem Fall nicht nur kein Ärgernis, sondern eine produktive Einheit geworden. Sein großer Erfolg hat ihm nie den klaren Blick auf seine Grenzen getrübt und eben deshalb hat der reife Uhland nur wenig mehr an lyrischem Aussprechen gewagt, aber dieses Wenige ist so wahr wie schlicht. Kerner wird uns heute mehr als Figur, als romantisches Original gegenwärtig denn als Dichter, aber er hatte die Berufung zum Lyriker, sie wird vornehmlich in den schwermütigen, düsteren Altersgedichten offenbar. Wilhelm Hauff hat in den so wenigen Jahren, die ihm vergönnt waren, ein unwahrscheinlich umfangreiches Werk geschaffen. Es ist in seinem Rang ungleich, trägt begreiflicherweise Spuren der Hast, bisweilen auch der Unreife, aber zugleich alle

Zeichen einer außerordentlichen Begabung: nicht abzusehen, was aus dem mit 25 Jahren Gestorbenen hätte aufwachsen können.

Schaut man zurück auf das alte Württemberg, in welchem, wenn überhaupt Dichter, so nur geistliche, in geringer Zahl vernehmbar gewesen waren, eigentlich nur der eine – Friedr. Konrad Hiller –, so sieht es aus, als ob nunmehr, nach Uhlands und Kernalers Beginn, ein mächtiges Verlangen nachzuholen in der jungen Generation entbrannt sei: etwas wie eine Explosion weltlicher Dichtung stellt sich dar, das Tübinger Stift wird geradezu zur Poetenwiege, zur Dichterkaserne. – Aber auch jetzt, um 1825, fehlen immer noch Programm und Gruppierung: neben dem klaren, männlich gehaltenen Umland steht der Magus im Süden, Kerner, dumpfer, aber des poetischen Berufens und Beschwörens mächtiger als der Freund, ihm aber unterlegen an künstlerischer Zucht. Mit dem geschäftigen, vielschreibenden Schwab kontrastiert der formstrenge, zurückhaltende Ehrgeiz Gustav Pfizers, der sich bald klassizistisch, bald byronisch vernehmen läßt, da ist Hauffs Trachten nach Weltläufigkeit, da sind Waiblingers turbulente Anfänge. Aber von den Jüngeren ist keiner mehr klar, nicht mehr ausschließlich von romantischer Prägung, nicht einmal Schwab – an ihnen, vornehmlich an Pfizer, Zimmermann, sogar an Hauff, werden vielmehr Zeichen des Übergangs sichtbar zu jener Zeit, die in den dreißiger Jahren von Gutzkow, Wienbarg, Laube, nicht zuletzt von Heine, der „Kunstperiode“, wie sie sagten, also der Goethezeit, entgegengestellt wird. Der Senior Karl Mayer hingegen fährt unentwegt fort im Vorgestrigen, in Miniaturen, um nicht zu sagen Ansichtskärtchen beschreibender Naturdichtung. Kurzum, das Etikett „Schwäbische Romantik“ paßt nicht auf die bunte, da und dort auch dilettantische Vielgestaltigkeit der dichterischen Produktion zwischen 1820 und 1830 in Württemberg, schon eher kommt man mit der zeitgenössischen Kollektivbezeichnung „Schwäbische Dichterschule“ zurecht.

Sie ist außerhalb Württembergs aufgekommen, als erster, wenn ich recht sehe, hat sie Gutzkow gebraucht, dann hat Heine sich ihrer bedient, hauptsächlich im „Schwabenspiegel“ von 1838, ein Jahrzehnt später noch einmal im „Atta Troll“. Für beide bedeutet „Schwäbische Dichterschule“ eine Kampfparole. Gutzkow greift stracks und grimmig an, nachdem er zuvor Umland mit großer Ehrerbietung aus der Schußlinie gerückt hat. Heine macht aus seiner Polemik ein hübsches, übermütiges Harlekinsstückchen, auch er nicht ohne zuvor, wie in der „Romanischen Schule“, vor Umland tiefen, vielleicht nicht

allenthalben ernsthaften Respekt bezeugt zu haben. Die schwäbischen Dichter wurden aber nicht etwa unversehens, aus barem Übermut überfallen, aus ihren Reihen waren vielmehr die ersten Angriffe gekommen, insbesondere von Schwab, der sich bisweilen als Geschäftsträger seiner dichtenden Landsleute gab: Die Aufnahme eines Portraits von Heine in den „Deutschen Musenalmanach“ beantwortete er mit seinem Austritt aus dessen Leitung und mit einem Streik der schwäbischen Beiträger zu diesem Organ. Mit den Einzelheiten der Campagne hinüber und herüber will ich Sie nicht aufhalten, lag doch die eigentliche Herausforderung, nicht nur Heine gegenüber, in dem allzu beständigen, schließlich nicht mehr zu überhörenden Remonstrieren der schwäbischen Poeten gegen den Norden – aber auch davon abgesehen – die plötzliche Fülle von dichterischen Talenten in einer Landschaft, die so lange Zeit abseits vom literarischen Leben in Deutschland gestanden hatte, mußte den Betrachter von draußen, im Norden, zumindest überraschen, sodann wohl auch zu einem gewissen Zweifel an der Bedeutung jenes so emsigen Hervorbringens veranlassen.

Drinne im Land wollte man zunächst von der Kollektivierung „Schwäbische Schule“ nichts wissen, Kerner beispielsweise pochte auf den Individualismus der schwäbischen Dichter, die keine andere Lehrautorität zugäben als die der Natur. Schließlich faßte er sich so bündig wie doppelsinnig, ungewollt doppelsinnig: *„Bei uns gibts keine Schule / Mit eigenem Schnabel jeder singt / Was halt ihm aus dem Herzen springt.“* Aber der gleiche Kerner feiert in einem anderen Gedicht Umland als „das Haupt des Sängersordens“. Als dessen ältesten Schüler bezeichnet sich Schwab im Widmungsgedicht, das seine Gedichtsammlung eröffnet, und hernach agierte er, wie gesagt, nicht ungerne als Generalvikar des zurückgezogen lebenden Meisters. So gewöhnte man sich auch in Württemberg an die Bezeichnung „Schwäbische Dichterschule“: Im Jahre 1842 erschien sie denn als sozusagen amtlich-neutrale Überschrift über einem Aufsatz des schwäbischen Schriftstellers Friedrich Notter, der ersten Übersicht über die Dichtung in Württemberg nach 1800. Jetzt, 1842, fand Notter offenbar die Zeit für einen Rückblick gekommen: Umland und Kerner waren als Dichter so gut wie völlig verstummt, Hauff und Waiblinger waren längst tot, Schwab beschränkte sich auf Übersetzungen und Herausgeber-tätigkeit, Kurz, Pfizer, F. Th. Vischer und Zimmermann wandten sich mehr und mehr der Politik oder gelehrter Arbeit zu. Hatte sich die lähmende, verstörende Luft des Vormärz auch auf Württemberg ge-

legt, wie wohl dort Intoleranz von der Art wie Verfolgungsmaßnahmen des Deutschen Bundes gegen die jungdeutschen Schriftsteller keine Geltung erlangten? War die glückhafte Konstellation für weltliche Dichtung in Württemberg ebenso wider Erwarten erloschen, wie sie aufgegangen war? – wie immer: die schwäbische Dichterschule war geschlossen, mehr Erinnerung schon, als noch lebendige Gegenwärtigkeit. – Noch ragte aber die Weibertreu im Bewußtsein der Zeitgenossen, weit über Württemberg hinaus, als Fluchtburg der Romantik, noch galt Uhland, der in ganz Deutschland immer noch Gefeierte, als der Ruhm Schwabens.

Einen Dichter habe ich nur eben flüchtig erwähnt, wie wohl ihn doch Notter den „reichsten von allen“ in der Schwäbischen Schule nennt – Eduard Mörike. So verfuhr ich, weil Mörike von seinem ersten Hervortreten an deutlich für sich allein steht, ebenso mit seinem dichterischen Werk wie in seiner persönlichen Existenz: Zu Uhland und Schwab hatte er nur gelegentliche, flüchtige Beziehung, auch mit Kerner verband ihn nicht wirkliche Vertrautheit. Seine Freundschaft mit F. Th. Vischer, mit Hermann Kurz litt unter langen Pausen der Entfremdung. Vischer und David Friedrich Strauß bemühten sich eine Zeitlang nachdrücklich, dem Einzelgänger das Abseitige, Unzeitgemäße seiner Märchendichtung klarzumachen, die sie für hochbegabte, aber hoffnungslos verspätete Romantik hielten. Beide wiesen ihn dringlich auf den psychologischen Roman, auf die historische Novelle als zeitgemäße, erfolgverheißende Region. Unbeirrbar – keineswegs so verspielt, so verträumt, wie man das immer noch glaubt – ist Mörike nach dem mächtigen Strömen seiner Jugendgedichte, nach dem „Maler Nolten“ seinen schweren Weg weitergegangen – bis zur Mozartnovelle, der Bodensee-Idylle, endlich bis zum Gedicht „Erinna an Sappho“, das um 1860 kein zeitgenössisches Gedicht in deutscher Sprache ranggleich neben sich hatte. Er brachte nach 1840 wenig mehr hervor, aber immer nur Vollkommenes – durch lange, schwer zu durchstehende Pausen hindurch wußte er sein singuläres Dichtertum zu wahren. – Allein der Unzeitgemäße hat überlebt – so das Fazit aus Mörikes Werk und aus seiner Exi-

stenz. – Aber um zu sich selbst überhaupt finden zu können, bedurfte auch er der Gunst der Zeit: seine Jünglingsjahre fielen in die wunderlich-wundersame Epoche, in welcher dichterische Erschütterung die Jugend des nüchternen, kargen Landes fast wie Fieber befiel und bewegte. Wohl ist Orplid eine Insel, aber sie hätte sich vor dem Stifter nicht aus dem Ozean erhoben, wäre nicht der Gefährte mit ihm im Bunde und Spiel gewesen, und mit diesem Ludwig Bauer noch andere – die Waiblinger, Mährlein, Kaufmann, die alle zusammen in Homer, in Shakespeare, in Goethe, in der „poesie pure“ ihre Welt und zweites Leben hatten. –

Wir neigen heute nicht selten dazu, die Geschichte der Dichtung als Abfolge des Außerordentlichen zu sehen und übersehen die Pausen, die in jene Reihe hineingehören und sie als Reihe erst möglich machen. Konvention, konventionell sind für uns Schimpfwörter geworden, weshalb seit geraumer Zeit jeder Beginnende und alle Beginnenden zusammen glauben, sie müßten als durchaus Neue, als völlig Originale hervortreten und ihr Beginn falle in ein Jahr 0 der Literatur. Wahrscheinlich muß aber Konvention erst gelernt, geübt, bewältigt worden sein, ehe schließlich dem einen oder dem andern wahrhaft Außerordentlichen das stichhaltig Neue gelingen kann. Auch „epigonal“ brauchen wir nurmehr als abschätziges Wertung. Epigonen waren sie alle, die Dichter der Schwäbischen Schule, Epigonen mit individuellen, kräftigen, originalen Zügen. Sind doch solche weder Uhland noch Kerner noch Hauff abzusprechen. Epigonen waren aber auch ihre Verächter und Widersacher, Gutzkow, Laube, selbst Heine vor seiner Übersiedlung nach Paris. Uhland, Kerner, alle Dichter der schwäbischen Schule haben in einem bislang amüsischen Land den Boden gelockert, die Atmosphäre gezeitigt, in welcher ein so schmaler, gefährdeter, weil rein entschiedener Dichter wie Mörike allererst erwachen konnte. Epigonen gehören denn so notwendig, so wesentlich zum Ganzen, zum fortschreitenden Leben einer Literatur wie die Pioniere, die Avantgardisten. Dies ist für mich das überschwäbische Fazit aus der Beschäftigung mit der Schwäbischen Dichterschule.